

**Denn wir haben Deutsch.  
Luthers Sprache aus dem Geist  
der Übersetzung**

*Herausgegeben von  
Marie Luise Knott, Thomas Brovot und Ulrich Blumenbach*



Matthes & Seitz Berlin



## Inhalt

<i>Marie Luise Knott, Thomas Brovot, Ulrich Blumenbach</i> Luthers Sprache aus dem Geist der Übersetzung	7
<i>Monika Grütters</i> Grußwort	15
<b>I. Dem Luther aufs Maul geschaut</b>	
<i>Sibylle Lewitscharoff</i> Von der Wortgewalt	19
<i>Josef Winiger</i> Luthers Übersetzungskunst – klassisch und revolutionär	31
<i>Karl-Heinz Ott</i> So will er's haben, so und nicht anders	63
<i>Martina Kempster</i> Die Luther-Stelle – ihr Sitz im Leben und ihr Sitz im Text	74
<i>Anne Birkenhauer</i> Luthers 23. Psalm – ein Glücksfall für Übersetzer aus dem Hebräischen	103
<i>Philipp Schönthaler</i> Luthers Neffe	117

## II. Und haltet mir meinen Groove zugute!

*Susanne Lange*

Die entfesselte Syntax. Luthers komponierte Satzgefüge 131

*Monika Rinck*

Duende, Luther, Duende! 165

*Ulf Stolterfoht*

sola scriptura 174

*Eveline Passet*

»Da sprach der Herr« – wie aber redet Gott? 179

*Peter Waterhouse*

Was alles heißt und wie alles heißt. Über  
Martin Luthers Übersetzungen der 150 Psalmen 209

## III. Wie eine Rohrdommel in der Wüsten

*Jan Wagner*

Die geborgte Zither. Von Luthers Psalmenübersetzung  
und seinen Psalmenliedern 247

*Kathrin Schmidt*

Das Boot setzt über 278

*Christian Hansen*

Rechtsweg ausgeschlossen. Zur Rhetorik über-  
wältigender Gnade in Luthers Hiob-Übersetzung 293

*Marcel Beyer*

De monstro alio 321

Anhang

Luthers Übersetzerleben. Eine Zeittafel 323

Zu den Autoren 331

## Luthers Sprache aus dem Geist der Übersetzung

Luthers Rolle als Sprachschöpfer, als Mitbegründer der neu-hochdeutschen Schriftsprache ist oft beschrieben worden – in seiner Bibelübersetzung findet er eine je eigene Sprache für die Poesie der Psalmen und des Hohen Lieds, für die Bilder der Apokalypse wie für die Beredsamkeit Jesajas. So wundert es nicht, dass Jacob Grimm in seiner Vorrede zum *Deutschen Wörterbuch* 1854 schreibt, seit Luther steige »die fülle und freiere behandlung der literatur«; und bei der Vorstellung ihres Projekts merkt Wilhelm Grimm 1847 an, zu Recht stünden am Beginn und am Ende mit Luther und Goethe »Zwei solche Männer, welche [...] die deutsche Sprache beides feurig und lieblich gemacht haben«. In welchem Ausmaß die Brüder Grimm Luthers sprachliches Werk als Scheidelinie erkannten, zeigt ihre Notiz unter dem Worteintrag »ANHAB«. Dort findet sich der prophetische Satz: »dies gute wort erscheint bei LUTHER nicht und stirbt aus.«

Luther, der Übersetzer, war ein Kind der humanistischen Zeit. 1512 als Mönch und Prediger an die zehn Jahre zuvor gegründete Universität Wittenberg berufen, unterrichtete er dort Theologie und ab 1513 bis an sein Lebensende »Lectura in Biblia«, die Auslegung der Heiligen Schrift. Er lernte Griechisch und Hebräisch, und manche Bücher der Bibel, nicht nur die Genesis, »las« Luther, so wird berichtet, mit seinen Studenten über mehrere Semester.

Nach Wittenberg geholt hatten die spätere »Wittenbergische Nachtigall« (Hans Sachs) zwei Vertraute des Kurfürsten Friedrichs des Weisen: dessen Berater und Beichtvater Georg Spalatin sowie der Hofmaler Lucas Cranach der Ältere. Dank einer von Luther mitinitiierten Reform der Wittenberger Universität wurden 1518 aus der Überzeugung heraus, dass das Studium antiker Schriften neue denkerische Aufbrüche

befördere, Hebräisch- und Griechischprofessuren eingerichtet. Auch dem Thema der Sprachgestaltung widmeten die Humanisten neue Aufmerksamkeit. (»Die Sprachen sind die Scheiden, darin dies Messer des Geistes steckt«, schreibt Luther 1524 in einem Sendschreiben an die Ratsherren der deutschen Städte.) Luthers Abwendung von der alleinigen Geltung der lateinischen Vulgata, seine bewusste Hinwendung zu den hebräischen wie den griechischen Urtexten, die dank der Studien von Humanisten wie Erasmus von Rotterdam oder Johannes Reuchlin bereits neu ediert und gedruckt vorlagen, verbindet von Anfang an Glaubens- und Spracherneuerung: »Der Gerechte wird aus dem Glauben leben«, so Luther. Als Philipp Melanchthon 1519 zum Griechischprofessor berufen wird, stößt er mit seiner Antrittsrede *Ad fontes, iuventute!* ins humanistische wie reformatorische Horn. Nachdem 1521 Matthäus Aurogallus die Hebräischprofessur in Wittenberg erhalten hat, sind Luthers wichtigste Mitstreiter der Übersetzungsarbeit am Ort versammelt.

1517, im selben Jahr, als Luther seine 95 Thesen gegen den Ablasshandel verkündete, erschienen als erstes übersetztes Resultat seiner bibelexegetischen Predigt- und Vorlesungstätigkeit die sieben Bußpsalmen – in deutscher Übersetzung samt Auslegung, eine Druckschrift für die »rohen Sachsen«, wie Luther am 6. Mai 1517 an Christoph Scheurl notiert. Als Grundlage dürften ihm die von Reuchlin 1512 sorgfältig edierten *Septem psalmi poenitentiales* gedient haben; dem Urtext der Bußpsalmen hatte der Hebraist eine lateinische Übersetzung sowie grammatikalische Erklärungen beigegeben.

Sprache beruht auf Konventionen. Wir werden in eine spezifische Sprache und einen spezifischen Sprachgebrauch hineingeboren. In Luthers Deutschland konnte es geschehen, dass die Menschen in wenigen Meilen Entfernung einander nicht verstanden. Nicht selten variierten die Dialekte von Ort zu Ort. Die in Wittenberg vorherrschende »Meißnische

Zunge« zeichnete sich als ostmitteldeutscher Dialekt durch eine geografische und, nicht zuletzt wegen der Zugereisten, sprachliche Mittellage aus.

Luther selbst lebte und dachte zweisprachig, in der für Gelehrte üblichen deutsch-lateinischen Mischsprache. Nicht selten zielte man dabei auf unterschiedliche Öffentlichkeiten, konzipierte einen Text zunächst in lateinischen Stichworten und verfasste am Ende zwei Versionen: eine lateinische für das gelehrte und eine deutsche – beherrschende – für das »gemeine« Publikum. Luthers so oft missdeutete Forderung, man müsse den Menschen »auf das Maul sehen«, hatte nichts Volkstümelndes, sondern entsprang seiner Erkenntnis, dass neben der Rückbesinnung auf die Qualitäten der Urtexte gerade auch die Vielfalt des gelebten Deutsch ein großes Potential barg; diese Vielfalt galt es, für die sich entwickelnde deutsche Schriftsprache nutzbar zu machen. Schließlich brauche man, wie er in seinem *Sendbrief vom Dolmetschen* schrieb, zum Übersetzen einen »großen Vorrat an Worten«, um dort, wo »eins an allen Orten nicht lauten will«, ein anderes wählen zu können. Der große Vorrat, den Luther sich im Laufe seiner übersetzerischen Tätigkeit zulegte, speiste sich aus allen ihm zur Verfügung stehenden Denk-, Sprach- und Klangregistern – aus Wortschöpfungen, die den »verblühten Worten« des Hebräischen, so Luther 1524 in der ersten Vorrede auf den Psalter, nachempfunden waren, aus den Gelenkigkeiten hebräischer oder griechischer Syntax, aus philosophischen und theologischen Termini, aus dem Wissen und der Lebensweisheit des Volkes und den Klangvariationen der Dialekte. In diesem Sinne schaute er tatsächlich dem von den Gebildeten so lange ignorierten und ausgegrenzten gemeinen Volk aufs Maul: Spalatin lieferte ihm volkstümliche Redensarten, andere, Kollegen oder Studenten, trugen ihm Volkslieder und Volksweisheiten zu; »nu sehe ich, das ich auch noch nicht meyn angeporne deutsche sprach kan«, schrieb Luther übersetzerdemütig 1523 in der Vorrede zum Alten Testament. Aber wie redeten die Men-

schen über das, was sie tagtäglich taten? Luther ging zum Fleischer und wohnte der Schlachtung eines Hammels bei, ließ sich von Handwerkern Arbeit und Werkzeug erklären, benutzte Wörter und Wendungen mit regional oder sozial eingeschränktem Geltungsbereich, festigte und mehrte so den Reichtum der eigenen Sprache. Es galt Grenzen zu überwinden, Gefühl und Denken in eine neue Einheit zu bringen. Gottes Worte mussten aus der (lateinischen) Konservierung herausgeholt, reanimiert, neu beseelt werden. Und weil die Stimme ihm als die Seele des Wortes galt, trug Luther sich immer wieder laut vor, was er schrieb.

Außerdem durfte für Luther die Bibel nicht länger, der Annahme einer Verbalinspiration folgend, Wort für Wort übersetzt werden, als wären die Worte Gefangene einer Heiligen Ordnung, als hätte jedes Wort einen von Gott (und der Kirche) vorbestimmten Platz. Weshalb er, wo es ihm passend oder notwendig erschien, frei nach dem Sinn übersetzte, statt, wie er sich im *Sendbrief vom Dolmetschen* ausdrückte, die lateinischen Buchstaben zu fragen, »wie man soll deutsch reden«. An anderen Stellen aber übersetzte er »stracks den Worten nach«, wollte »nicht allzu frei die Buchstaben lassen fahren« und der hebräischen Sprache Raum geben, »wo sie es besser macht, denn unser Deutsch es kann«. In der ersten Vorrede zum Psalter führt er hierzu aus: »Es ist die hebräische Sprache so reich, daß keine Sprache sie kann genugsam erlangen. Denn sie hat viel Wörter, die da singen, loben, preisen, ehren, betrüben etc. heißen, da wir kaum eines haben.«

Eine einheitliche Übersetzungstheorie hatte Luther nicht – die Beiträge in *Denn wir haben Deutsch* führen dies anschaulich vor Augen. Er folgte vielmehr den Eigenarten und Anforderungen des jeweiligen Textes, und in diesem Geist der Übersetzung eroberte er der deutschen Sprache unzählige Register und Stilelemente, die bis dato dem Schriftdeutsch nicht gegeben waren. Die Übersetzung des Neuen Testaments



von 1522 (das »Septembertestament«), Frucht seiner jahrelangen extensiven wie intensiven Bibelauslegungspraxis, entstand in der Zeit seiner durch die Reichsacht erzwungenen Klausur auf der Wartburg. Zurück in Wittenberg, überarbeitete Luther seine Fassung mit den Spezialisten; im September erschien das Buch, zunächst ohne Nennung seines Namens. Syntaktische Latinismen wie »Ir werdet finden das Kind« zeugen davon, wie eingefleischt die Vulgata den Theologen war. Der Erfolg des Buches war überwältigend: Bereits im Dezember musste wegen der großen Nachfrage eine zweite (sprachlich leicht überarbeitete) Auflage gedruckt werden. Bis Ende 1524 erschienen 12 autorisierte Ausgaben und 66 Nachdrucke des Neuen Testaments. Und man vergesse nicht: Das Druckerzeugnis, die Bibel, war zwar Schriftliteratur, doch aus ihr wurde nicht nur in der Messe, sondern auch zu Hause laut vorgelesen. Kein Wunder, dass Luther Idiomatisches, Rhetorisches und Klangliches so zentral bedachte.

Die intensive Zusammenarbeit mit den Korrektoren an den verschiedenen Druckorten im Lande trug zur Vereinheitlichung der Sprache bei. Dabei waren die regionalen sprachlichen Unterschiede derart erheblich, dass der Basler Drucker Adam Petri 1523 seine erste Auflage von Luthers Neuem Testament mit einem Glossar von fast 200 Wörtern versah. Man wollte, wie es im Vorwort heißt, die »außländigen Woerter auff unser teutsch« anzeigen (also die für den Basler Leser unverständlichsten Luther-Wörter ins lokale Idiom übersetzen). Der besagte Anhang enthielt Einträge wie ufer/gstad, teuschen/betriegen, hügel/bühel, schmucken/ziern. Bereits nach wenigen Jahren war das Glossar verschwunden: Luthers Deutsch war Allgemeingut geworden.

Über die Jahrhunderte wurde Luthers Übersetzung der Bibel wiederholt durchgesehen und revidiert. Eine erneute Bearbeitung erfolgt im Hinblick auf das Reformationsjubiläum 2017. Am Anfang des vorliegenden Buches stand ein Work-

shop von Literaturübersetzern mit Mitgliedern des für die Durchsicht zuständigen Ausschusses der Evangelischen Kirche in Deutschland. Die Frage lautete: Blicken Literaturübersetzer anders auf Luthers Sprache als Wissenschaftler und praktische Theologen? Und: Wie unterscheiden sich die Herangehensweisen? Luthers Übersetzungsleistungen sind von seinem Anliegen einer Erneuerung des Glaubens nicht zu trennen, doch ebenso ist Luther ein Schrift-Steller und großer Vorfahre der literarischen Übersetzer. Angestiftet vom Deutschen Übersetzerfonds, nehmen in dem vorliegenden Band acht Literaturübersetzer in Forschungsbeiträgen einzelne Aspekte von Luthers Sprachkunst unter die Lupe – mit großem Gespür, feinem Gehör und viel Sinn fürs Feinstoffliche. Sieben Schriftsteller schaffen sich eigene Zugänge zu Luthers Sprache.

Der erste Teil, *Dem Luther aufs Maul geschaut*, widmet sich Luthers Sprachgewalt. Josef Winiger untersucht darin den humanistischen Geist und führt ein in Luthers übersetzerische Kunst. Martina Kempfer erkundet den »Sitz im Leben« der berühmten Lutherstellen und was dies für Übersetzer bedeutet; denn wo immer biblische Anspielungen in fremdsprachigen Texten zu finden sind, kommt die Frage auf: Welche Ausgabe der Heiligen Schrift soll man im Deutschen verwenden? Selbst bei Übersetzungen aus dem Hebräischen, so nimmt Anne Birkenhauer den Faden auf, komme ihr immer wieder der Lutherton in den Sinn, obwohl es Übersetzungen des Tanach gibt, die den jüdischen Kontext und hebräischen Gestus des Alten Testaments sehr viel stärker herausarbeiten.

Der zweite Teil des Bandes, *Und haltet mir meinen Groove zugute*, konzentriert sich auf das von Luther geschaffene Klangreich. Susanne Lange befragt Luthers subtile wie wage-mutige Kompositionen in Satzbau und Rhythmus und empfiehlt am Ende ihren Übersetzerkollegen, ruhig mal »dem Luther aufs Maul zu schauen«. Eveline Passet erkundet die Frage: Wer eigentlich redet im Buche Hosea – Gott oder der

Prophet? Oder fließt das göttliche Wort »translationslos« durch den Propheten hindurch in die Schrift? Ein ähnliches Untersuchungsthema, nämlich die Frage, wie Luther den schriftlichen Körper mündlicher Rede gestaltet, beschäftigt auf ganz andere Weise auch Peter Waterhouse, der sich in das Buch der Psalmen hineinhört.

Der dritte Teil des Bandes, *Wie eine Rohrdommel in der Wüsten*, weitet den Blick. Jan Wagner erkundet die Stilmittel der aus den Psalmen hervorgegangenen Psalmenlieder, die, wie er zitierend anmerkt, wahrscheinlich mehr Seelen »zu Fall gebracht« haben als die übrigen Schriften und Reden des Reformators. Luther, so sein Fazit, war einer der zärtlichsten und aufmerksamsten Hirten der deutschen Sprache. Die Übersetzerriege des Bandes beschließend, untersucht Christian Hansen die Sprachgestalt des Buches Hiob. Hat Luther nicht ein grandioses Kunstwerk hinterlassen? Fragt er und fordert ein Ende aller Revisionen und eine Rückkehr zu Luthers Urtext, und sei es in einer Übersetzung. Niemand würde sich schließlich ernsthaft anmaßen, einen Shakespeare oder Dante zwecks besserer Verständlichkeit oder (politischer) Korrektheit zu überformen und umzuschreiben.

Zwischen die Forschungsbeiträge der Literaturübersetzer gestreut finden sich sieben Beiträge von Schriftstellern, die – angestoßen durch Luthers *Sendbrief vom Dolmetschen* – eigene Sprachwege mit Luther gehen. Sibylle Lewitscharoff antwortet auf Luthers Wortgewalt und erfreut sich an der parataktischen Schwärze, die sich zwischen den Sätzen aufzutut, Ulf Stolterfoht rappt zu Luthers Klangkaskaden, Philipp Schönthaler stiehlt Thomas Bernhard Stil, um diesen Luthers Neffen in den Mund zu legen; Monika Rinck stromert mit Luther durch die Disco, Karl-Heinz Ott widmet sich dem nachhaltigen Lärm ums »Sola«, und Kathrin Schmidt verfasst einen Sonettenkranz auf das Hinübersetzen ins Freie, Offene, das sich mit jedem Kunstwerk aufzutut. Den Missbrauch der Deutschnationalen, die sich auf Luther berufen,

lässt Marcel Beyer in seinem Gedicht *De monstro alio* hervorhallen.

»... denn ich habe deutsch, nicht lateinisch noch griechisch reden wollen«, heißt es im *Sendbrief vom Dolmetschen*. Eine solche Haltung glich zu Luthers Zeiten, trotz aller Vorläufer, einem Paukenschlag; für heutige Übersetzer ist sie eine Selbstverständlichkeit, eine jedoch, die jedes Mal aufs Neue errungen sein will. Aus diesem gemeinsamen Ringen entstand auch das »Wir« im Titel des Bandes, denn Übersetzen, so einsam es oft ist, findet im Plural statt, im Dialog mit den Worten und Werken der Vergangenheit und der Gegenwart, mit dem Wissen von Heute und im Dialog mit Kollegen. Noch immer betreiben Übersetzer das nicht enden wollende Feilen am Text, wie es uns entgegenschaut, wenn wir einen Blick auf ein überarbeitetes Manuskript Martin Luthers werfen – man ahnt, durch wie viele Konsultations- und Revisionsphasen das, was wir heute als Lutherbibel kennen, tatsächlich zu Luthers Lebzeiten gegangen ist. Jede Erstveröffentlichung hatte Folgen und Folgeveröffentlichungen; unaufhörlich rangen Luther und seine Mitstreiter um die Auslegung von Gottes Wort, unaufhörlich revidierten sie weiter. Was uns heute als Ausgabe »letzter Hand« (aus dem Jahre 1545) gilt, war letztlich Luthers Tod geschuldet, längst waren weitere Fassungen in Vorbereitung.

Sprachwissenschaftliche Studien zu Luthers Werk sind ebenso Legion wie religionswissenschaftliche Deutungen. Die Neugier der hier versammelten Beiträge ist von anderer Art: alle Autoren befragen, aus unserer Zeit heraus, die sinnliche Kraft von Luthers Sprache, und alle lassen sich von ihr mitreißen.

*Marie Luise Knott, Thomas Brovot, Ulrich Blumenbach*





*Sibylle Lewitscharoff*

## Von der Wortgewalt

Natürlich war der Mann ein Naturereignis, ein Sprachfex, der ordentlich zulangen, gleichsam mit kräftigen Händen in der Sprache herumrühren und sie mit einer nicht gerade scheuen Zunge unter die Leute bringen konnte. Landauf, landab gelang diesem entlaufenen Mönch zum Nutzen und Frommen des deutschen Sprachzusammenschlusses ein großer Wurf, an der Volkssprache schmausend und diese zugleich veredelnd, dabei Hoch und Niedrig, würzige Ausdrücke und Subtilitäten vereinend. Dafür können wir ihm dankbar sein, und zwar nicht nur der schrumpfierte Teil unserer Gesellschaft, der bis heute bibelhörig geblieben ist. Dieser ist inzwischen ziemlich geschmolzen, denn die bis in jede Sprach- und Glaubensfaser hinein bibelfesten Leute sind nur noch selten anzutreffen. Vom vierfachen Wortsinn der Schrift sind eigentlich nur noch drei Verständnisarten übriggeblieben: der allegorische als Ausdruck der ins Bild gepackten Glaubenswirklichkeit, der moralische als Leitmaß des Handelns und der auf die Endzeit gerichtete anagogische Sinn. Der buchstäbliche Schriftsinn, der dazu auffordert, die in der Bibel festgehaltenen Ereignisse wortwörtlich zu nehmen, hat sich ziemlich verflüchtigt, Tendenzen der Erweichung und verschwebenden Bindekraft sind auch beim moralischen Sinn zu beobachten, zumindest bei einigen Teilen desselben, und das betrifft sogar die zehn Gebote – man denke etwa an das Verbot, die Ehe zu brechen.

Martin Luther und Dante Alighieri kann man zwar nicht direkt vergleichen, ein Dichter ist schließlich etwas anderes als ein Theologe, außerdem trennen die Männer, rechnet man vom Tode Dantes bis zur Geburt des Reformators, hundertzweiundsechzig Jahre. Und es trennen sie natürlich die

Sprachen; dennoch gibt es zumindest eine zarte Verwandtschaft. Was Martin Luther für die deutsche Sprache geleistet hat, das ist Dante Alighieri für die italienische gelungen. Beide haben sich daran gewagt, ihre Sprachen von der Vorherrschaft des Lateinischen zu lösen, die Sprache der Dialekte, die Sprache der Gebildeten und diejenige des gemeinen Volkes zu verbinden, oder genauer gesagt: in die Art, wie die Gebildeten zu sprechen pflegen, Elemente des Volkssprachlichen aus verschiedenen Regionen einzutragen. Kein geringes Verdienst, denn dadurch wird etwas Unwahrscheinliches möglich: die Rede der Gebildeten, die immer einen Hang zur Sterilität hat, mit den deftigen Ausdrücken des Volkes zu würzen. Umgekehrt: die Sprache des Volkes zu öffnen für eine subtilere Metaphorik, für Gedankenaufschwünge, die auch ein wenig ins Abstrakte trudeln, ohne sich von einer habhaften Sprachfolie zu lösen.

Unseren großen Reformator, dieses sprachliche Urviech, das den zarteren Tönen keineswegs abhold gewesen ist, einfach so zu loben und ihm aus vollem Herzen die Reverenz zu erweisen, wie ich es gern täte, ist leider nicht so einfach möglich. Er war ein Judenhasser. Zwar nicht von Beginn an, da er sich noch Hoffnungen machte, die Juden auf seine Seite bringen zu können und sie in größerer Zahl zur Konversion zu bewegen. Mit zunehmendem Alter hat sich der Haß jedoch verfestigt, und da fielen wahrlich schaurige Sätze. Dazu ist in den letzten Jahrzehnten dankenswerterweise ausgiebiges Forschungsmaterial zusammengetragen worden, das ich hier nicht im einzelnen auszubreiten brauche. Sagen wir so: Hätte es die späteren Judenverfolgungen, die in den Vernichtungslagern der Nationalsozialisten ihren entsetzlichen Höhepunkt fanden, nie gegeben, könnte man salopp darüber hinweggehen, könnte diese Seite Martin Luthers unter dem verblendeten Zeitgeist subsumieren und nicht weiter darauf herumreiten. Es ist aber leider so, daß ein Riesenverbrechen, das knapp vierhundert Jahre später stattfand, auch einen Riesenschatten auf längst verronnene Zeiten wirft und das



Andenken an einen außerordentlich begabten Mann, der Martin Luther zweifelsohne war, quasi im nachhinein vergiftet. Einige führende Nazi-Ideologen, die dem Christentum ansonsten ziemlich fern standen, haben durchaus dankbar nach entsprechenden Luther-Zitaten gegriffen, um ihre Haßtiraden zu würzen.

Martin Luther kannte so gut wie keine Juden, in den Städten, in denen er lebte, bekam er sie kaum je zu Gesicht. Er war niemals zu Gast in einer jüdischen Familie, sein Anschauungsmaterial entstammte bössartigen Legenden. Eine Disputation, die er mit jüdischen Abgeordneten führte, verlief im Sande, wiewohl um diese Zeit seine Abneigung gegen die Juden nicht in hoher Blüte stand. Sein Haß war nicht einfach nur ein zeitbedingter Haß, er wurde zusätzlich genährt durch ein Engverhältnis der Abstoßung, da Martin Luther dem Alten Testament, will heißen der hebräischen Bibel, eine viel größere Bedeutung zumaß, als es bei den Theologen seiner Zeit üblich war. Und er interpretierte die jüdischen Schriften in einem engmaschigen Verweissystem, das auf Jesus Christus zeigte, um dessen Legitimität zu unterstreichen. Salopp gesagt: er zog den Juden ihre Bibel gleichsam unterm Hintern weg, um sie zu christianisieren. Die Fülle der Notate, mit denen er seine Bibelübersetzung versehen hat, erzählen von den stetigen Versuchen, ein Muster zu schaffen, das vorbedeutend auf Jesus als kommenden Sohn Gottes hinweist. Kurzum: Luthers Bibelübersetzung hat einen Pferdefuß, den man nicht als harmlos bezeichnen kann. Auch wenn man seine riesenhafte Leistung nur bewundern kann – und ich tue es hellauf –, das enorme Sprachgewitter, die hohe Plastizität, den zupackenden Wortschatz, die glosende Schwärze der Löcher, die zwischen den parataktischen Sätzen gähnen und die geradezu nach Interpretation schreien, so bleibt in der Schlüsselfrage: wie hältst du's mit den Juden? doch ein bedrohlicher Beigeschmack.

Man macht sich heute nicht mehr klar, wie wenig präsent die Bibel zu Luthers Zeiten war. Die einfachen Leute, die

kein Latein konnten, Griechisch oder Hebräisch sowieso nicht, kannten allenfalls griffige Versatzstücke, auch die meisten Prediger, die die Kanzeln ihrer Kirchen bestiegen, waren alles andere als bibelfest, sondern nur äußerst notdürftig darin geschult. Der jüdische Teil der Bibel kam darin bis auf die Schöpfungsgeschichte, bis auf Abraham und Moses praktisch nicht vor, die Heilsgeschichte begann eigentlich mit Jesus, wobei auch die Evangelien nur in kleinen Happen bekannt waren. Mit diesen amputierten Versionen wurde gepredigt, anders gesagt: man bediente sich eines zurechtgebastelten Bibelstrandguts, das als Würzmittel auf der Kanzel gut zu gebrauchen war, um dem Kirchenvolk ordentlich einzuheizen – wir in Schwaben würden sagen: den Leuten heimzuleuchten, daß es nur so kracht. Auch nach Luthers Auftreten wurde natürlich nur aus bevorzugten Stellen gepredigt, aber die Landessprache erhielt eine andere Dignität. In der Landessprache ließ sich auf das Kirchenvolk besonders würzig herabdonnern. Bis in das späte Mittelalter hinein war es üblich gewesen, die Predigt auf Latein zu entwerfen und sie dann auf Deutsch zu halten. Die übrigen Teile des Gottesdienstes wurden ohnehin in lateinischer Sprache ausgefolgt. Das änderte sich mit dem Auftreten Luthers mehr und mehr zugunsten eines direkten deutschsprachigen Zugriffs.

Mit der Vorherrschaft des Lateinischen und der Schrumpfbibel hatte der Reformator aufgeräumt. Gründlich. Nicht mit einem Besen, der alles hinauskehrt, sondern mit einem, der alles hineinfegt. Und das ist wahrlich eine Heldentat. Sein dunkeldrohendes Saftdeutsch mit hellen Aufflügen hat es in sich. Die Übersetzung ist eine Wucht, mag sie bei philologischer Brillennahsicht auch immer wieder falsch sein.

Das bringt mich auf die Frage nach der Anpassung der Bibel-Übersetzung Luthers in Anbetracht der inzwischen vergangenen Zeit. Natürlich müssen da gewisse Modernisierungen, gewisse Anpassungen an den heute üblichen Sprachgebrauch erlaubt sein, will man die Vorstellung nicht außer

Kraft setzen, die Bibel müsse *weiterhin weithin* verständlich sein. Man kann es damit aber auch lächerlich *weit* treiben. Die *Bibel in gerechter Sprache* ist dafür ein Beispiel, über das sehr zu recht schon viel Hohn und Spott ausgegossen wurde.

Was ist das Problem der Modernisierungsmühen? Der geheime Sinn und Zweck dieser Mühen ist oftmals, der Bibel eine moderegere Frisur zu verpassen. Die parataktische Schwärze, die sich als Abgründe zwischen den kurzen Sätzen auftut, ins Gefällige, Verständliche hinein mit kleinen verbindenden Interpretationsbröckchen zu füllen, damit die Texte sich etwas geschmeidiger dem Zeitgeist fügen, damit das lästige Frauenproblem in milderem Lichte erscheint, damit die Rachepsalmen, die vor Vergeltungssucht förmlich rauchen, unsere friedensgeneigten Herzen nicht allzu sehr verstören. In der originalsprachlichen Übersetzung Martin Luthers klaffen die Löcher zwischen den Sätzen noch in tiefster Tiefe, allzu gefällige Verbindungen, allzu verständliche Brücken in Form von kommentierenden Bröseln sind nicht durchgängig gestiftet.

Das ist von enormer Bedeutung. Eine durch und durch verständliche Bibel, die nichts anderes mehr hergibt, als uns auf unseren zeitangepaßten Wegen zu begleiten, ohne uns aufzuregen, ohne die aufjaulenden Spürhunde des Kommentars zu provozieren, ist *in baldiger Bälde*, wie Karl Valentin immer so schön sagte, erledigt. Man könnte sie durch das Sprüchlein ersetzen: Sei lieb, sei gut, dann wird alles gut, und wenn du oben ankommst, hat der liebe Jesus für dich gesorgt, wie er auch für die sorgt, die ein bißchen was angestellt haben. Hölle? Strafe? Das Hohe Gericht? Rechenschaft ablegen müssen? Peinigende, bohrende Sündenerkenntnis? Alles Schnee von gestern. Jesus vergibt. Kleine Frage am Rande: Hat er inzwischen schon Hitler vergeben, Himmler, Göring, Goebbels, den Schergen der Lager? Oder dauert das vielleicht noch ein klitzekleines Äönchen?

Martin Luthers Übersetzung ins Hochdeutsche der frühen Neuzeit hat im Originalton noch die versammelte dräuende

Schwere, das archaische Moment der Bibel, und dieses ist von schlagender Kraft – kräftigen Widerworten begegnet man da gegen allfällige Weichspültendenzen, wenn man sie neben die allzu bequemen sprachlichen Vereinnahmungen durch unsere aufgeklärten Zeitgenossen legt. Dabei ging es Luther durchaus um Allgemeinverständlichkeit, die die sprachschöpferische Kraft der Dialekte in ihrer spezialisierend regionalbetonten Form überwinden wollte. Zugleich war der Mann wortgierig, sammelte sprachliche Ausdrücke, die nicht aus seiner Kindheitsgegend stammten.

Dennoch gibt es auch bei ihm dialektale Einschübe aus der Gegend, in der er aufwuchs, die in anderen deutschsprachigen Landstrichen nicht recht verständlich waren. Die Kommentare von Hans Volz und Heinz Blanke, die die letzte Fassung von Martin Luthers *Die gantze Heilige Schrifft Deudsch* 1972 in München herausgaben, sind hier sehr hilfreich. Den beiden Herren möchte ich an dieser Stelle danken, denn sie haben mir schon in jungen Jahren einen ganz neuen, aufregenden Zugang zur Bibel ermöglicht. Ihre Kommentare sind bis heute klug und triftig. Also – Chapeau! Dem Annex entnehme ich, daß Adam Petri seinem Druck des Neuen Testaments von 1523 ein Glossar beigab, weil etliche Luther-Ausdrücke in Oberdeutschland nicht geläufig waren.

Zwar vermied Luther eine allzu dialekt spezifische Übersetzung, er war sich der Gefahren wohl bewußt, die eine solche an Mißhelligkeiten für den gesamten deutschsprachigen Raum mit sich führen würde, dennoch sind ihm naturgemäß einige Wörter unterlaufen, die seiner heimatlichen Mundart entsprachen und die in anderen Sprachregionen schon nicht mehr direkt verständlich waren. Die dialektale Sprachzersplitterung war ja noch recht hoch zu Luthers Zeiten. Eine mehr oder weniger verbindliche Hochsprache hatte sich noch nicht herausgebildet, die Rechtschreibung war alles andere als vereinheitlicht. Man muß sich natürlich auch klarmachen, was es bedeutet, wenn einem Übersetzer keine

Wörterbücher zur Verfügung stehen, die ihm die dialektalen Wendungen der einzelnen deutschsprachigen Regionen vor Augen führen. Sprachumtriebig, wie er war, hätte er sich solcher ganz gewiß bedient, wären sie für ihn greifbar gewesen. Seine Formulierungsgabe war packend. Die Sätze fallen Schlag auf Schlag, die Wörter laufen am Zügel der Knappheit, mit zusammengesetzten Bandwurmworten gab er sich nicht ab. Das Aneinanderhängen von Silben, eine Spezialität der deutschen Sprache, war auch zu Luthers Zeiten sehr im Schwange.

Kommen wir zu einem Beispiel: In Luthers »Vorrede auf den Psalter« schreibt er in einer Anmerkung, dieser »redet klerlich von Christus sterben vnd aufferstehen ...« Und weiter im Haupttext: »Vnd solt der Psalter allein des halben thewr vnd lieb sein / das er von Christus sterben vnd aufferstehung / so klerlich verheisset / vnd sein Reich vnd der gantzen Christenheit stand vnd wesen furbildet. Das es wohl möchte eine kleine Biblia heißen ... Das mich dünckt / Der heilige Geist habe selbs wöllen die mühe auff sich nehmen / vnd eine kurtze Bibel vnd Exempelbuch von der gantzen Christenheit oder allen Heiligen zusammen bringen.«

Um hier aber nicht nur über die Versuche Luthers zu spekulieren, wie die jüdische Bibel vorbedeutend zu christianisieren sei, hier gleich noch ein Zitat aus derselben Vorrede, in der die fabelhafte Sprachwürze des Reformators zum Ausdruck kommt: »Denn ein menschlich Hertz ist wie ein Schiff auff eim wilden Meer / welchs die Sturmwinde von den vier örtern der Welt treiben. Hie stösset her / furcht vnd sorge fur zukünftigem Vnfall. Dort feret gremen her vnd traurigkeit / von gegenwertigem Vbel. Hie webt hoffnung vnd vermesenheit / von zukünftigem Glück. Dort bleset her sicherheit vnd freude in gegenwertigen gütern.« Ich weiß nicht, wie es Ihnen gehen mag, aber mich *laben* solche Worte, um wieder einmal ein anderes Wort der Lutherzeit in den heutigen Sprachschatz zu überführen.

Eine etwas längere Passage aus zwei Übersetzungen des